

Fortsetzung von Seite 19

nicht als Investition der Steuergelder in einen Wirtschaftszweig namens Schweizer Filmindustrie, der diese Gelder gleich wieder einspielen soll. Das Ziel müssten Filme mit einem Spirit sein, der weit über die Aktualität hinausgeht, wie bei meinen alten Lieblingsfilmen: Clemens Klopfensteins «Geschichte der Nacht», Christian Schochers «Reisender Krieger», auch einige Fredi-Murer-Filme – und die Filme von Jean-Luc Godard, falls wir ihn überhaupt zu «uns» zählen dürfen. Da bin ich heute noch baff und denke: Voilà, das hat es mal gegeben in diesem Land!

Die neue Generation Schweizer FilmInnen: Wer macht Ihnen da am meisten Eindruck?

Da sehe ich einige, die zäh, ehrlich und mit viel Talent an der Arbeit sind. In den letzten zwei Jahren habe ich bei drei Filmen junger SchweizerInnen als Berater, Mentor und/oder Kameramann mitgewirkt. Eine neue Generation macht aber noch keine neue Bewegung. Wenn sich das ab und zu ergibt, ist es wunderbar, doch viele Künstler sind eher Einzelgänger. Die junge Generation verdient es immer, ernst genommen zu werden. Genau so, wie es immer Trends gibt, die es verdienen, absolut nicht ernst genommen zu werden.

Ihr nächster Film liegt bestimmt nicht im Trend: Er handelt von der Generation Ihrer Eltern, mit einem sehr persönlichen Zugang.

Ja, es ist ein Forschungsprojekt in eigener Angelegenheit. Es war ein Freund, der

mir befahl: Du musst jetzt zuerst einmal einen Film über deine Eltern machen. Ich ging dann nach Hause und dachte: Scheisse, der hat recht, und es ist höchste Zeit. Meine Eltern gehören zur Generation, die unsere wohlstandige, wohlhabende Schweiz – die Welt, in der wir leben – aufgebaut hat. Und dabei von den Achtundsechzigern massiven Widerspruch ernteten. Heute bin ich mit den Kindern dieser Protestgeneration konfrontiert, mit Jungfilmern, die sich wieder in die Gesellschaft integrieren und anpassen wollen.

In welche Richtung wird der Film gehen?

Wenn ich das schon wüsste, wäre es ja keine echte Hinterfragung mehr, und ich bräuchte den Film nicht zu machen. In zwei Jahren wird das Resultat vorliegen. Es wird mit Sicherheit keine Familiengeschichte werden mit Fotoalben und so. Es ist natürlich ein Privileg, für eine derart offene Versuchsanlage Geld zu erhalten. Es ist kein Auftragsfilm, er hat keine bestimmten Erwartungen zu erfüllen, nicht mal meine eigenen. Gerade darin sehe ich die grosse Verpflichtung.

Nach der einst schroffen Abnabelung gibt es keine Abrechnung, sondern eher eine veröhnliche Annäherung an die Eltern?

Gewiss keine prinzipielle Versöhnlichkeit, das wäre billig. Es geht mir auch nicht um eine härtere oder mildere Sichtweise, sondern um eine präzise, menschliche. Wenn mein Blick manchmal hart war in meinen Filmen, so ist mir das unterlaufen.

PERSONENRÄTSEL



Der Nationalheilige

Sein hochgerühmtes literarisches Werk ist umfangreich, die Qualität seiner Gedichte, Romane, Essays und Übersetzungen wird nicht bestritten. Nur sein politisches Wirken sorgt noch immer für Debatten: Die einen sehen in ihm einen Nationalrevolutionär, dessen historische Mission mit der formalen Unabhängigkeit seines Landes 1902 abgeschlossen war. Für viele andere aber bleibt er ein Sozialrevolutionär und Antimperialist von aktueller Relevanz. Sicher ist, dass kaum jemand die kubanische Befreiungsbewegung Ende des 19. Jahrhunderts so geprägt hat.

Denn schon als Zwölfjähriger hat der 1853 in Havanna geborene Zögling eines freiheitlich denkenden und literarisch gebildeten Lehrers gegen die Welt angeschrieben, die ihn umgab. Kuba war damals eine spanische Kolonie, es herrschte ein Sklavenhalterregime, und um das zu schützen, war sein Vater aufgeboten worden: Er musste auf der karibischen Insel seinen Militärdienst absolvieren. Seine Eltern waren in Spanien in einfachen Verhältnissen aufgewachsen, und während sich das Familienerbe als Gefängniswärter durchschlug, liess die Mutter ihrem Erstgeborenen (sieben Töchter folgten) die bestmögliche Ausbildung zukommen.

Ihre Fürsorge und ihr Gerechtigkeitssinn prägten ihn ebenso wie sein Lehrer und das Elend der SklavInnen. Und so schrieb er bald einfühlsame Gedichte und flammende Aufrufe gegen die spanische Herrschaft. Mit sechzehn wurde er zum ersten Mal verhaftet, mit siebzehn verurteilte ihn die Kolonialjustiz wegen «Verrat» zu sechs Jahren Haft, und mit achtzehn schafften ihn die Behörden nach Spanien aus – damit er endlich «sein Heimatland» lieben lerne. Dort setzte er aber seine Agitation fort: Viele Zeitungen veröffentlichten seine aufrührerisch-aufklärenden Texte. 1874 reiste der Anwalt nach Mexiko, wo er Victor Hugo übersetzte. 1878 kehrte er nach Kuba zurück – und wurde wieder ausgewiesen. In den folgenden Jahren besuchte er viele exilkubanische Gemeinden in den USA und in Zentralamerika, sprach als begnadeter Redner an Arbeiterversammlungen und gründete 1892 die Revolutionäre Partei Kubas. «Rechte muss man sich nehmen und nicht erbetteln», sagte der Freiheitskämpfer und warnte zugleich vor einem militärischen Eingreifen der USA, das sich manche erhofften: «Wer vertreibt dann die, wenn sie erst einmal da sind?» Obwohl er kein Freund bewaffneter Aktionen war, entwarf er 1894 einen Aufstandsplan – und kam, erstmals seit Jahren wieder zurück auf Kuba, bei seiner ersten Guerillaaktion im Alter von 42 Jahren ums Leben.

Wie heisst der Schriftsteller und Aufrührer, dessen Verse im Lied «Guantanamo» anklagen und dessen Denkmal vor jeder kubanischen Schule steht? **rw**

Die Auflösung finden Sie auf Seite 27.

TÜRKISCHE MUSIK

Globalisierte Grooves, gesellschaftliche Gräben

Musik steht in Wechselwirkung mit gesellschaftlichen Entwicklungen. In der Türkei, die sich seit hundert Jahren an den Gegensätzen von Ost und West reibt, spiegelt sich der Machtkampf zwischen der Machtelite und den säkularen Kemalisten auch in der Musikszene.

VON SUSANNE SCHANDA



Auf der Suche nach dem Super-Muezzin: Der Dokumentarfilm «Muezzin» gibt Einblicke in türkische Gebetsrufwettbewerbe. BILD: NORIENT

«Woher kommst du?» Das fragen Einheimische gemeinhin BesucherInnen aus der Fremde. In den Gecekondu, den illegal erstellten Siedlungen an den Rändern von Istanbul, Ankara und Izmir, stellt sich die Frage auch unter den türkischen BewohnerInnen selbst.

Orientalische Musikfilme

Im Kino in der Reitschule in Bern sind im Rahmen des Musikfilmfestivals Norient Dokumentarfilme über Musikszene aus dem orientalischen Raum zu sehen.

Donnerstag, 13. Januar, 20 Uhr: «Muezzin», Dokumentarfilm von Sebastian Brameshuber (Türkei/Österreich 2009). «Taqwacore: The Birth of Punk Islam», Dokumentarfilm von Omar Majeed (USA/Pakistan 2009).

Freitag, 14. Januar, 20 Uhr: «Whose Is This Song?», Dokumentarfilm von Adela Peeva (Bulgarien 2003). «Fokopolisiekar (Fuck-off-Police-Car)», Dokumentarfilm von Brian Little (Südafrika 2009).

Samstag, 15. Januar, 20 Uhr: «Full Metal Village», Dokumentarfilm von Cho Sung-Hyung (Deutschland 2006). «We Don't Care about Music Anyway», Dokumentarfilm von Cédric Dupire und Gaspard Kuentz (Frankreich/Japan 2009).

Reservierungen: reservation@norient.com
www.norient.com

Kaum jemand in diesen Slums stammt aus der jeweiligen Stadt selbst, alle sind sie zugewandert – sei es aus Anatolien oder der Schwarzmeerregion, sei es auf der Flucht vor Armut und Krieg. Wer nicht aus demselben Dorf kommt, wird hier als FremdeR wahrgenommen.

Bei diesen Landflüchtlingen in den Slums an den Rändern der türkischen Grossstädte ist seit den sechziger Jahren Arabesk entstanden, eine Mischung aus arabischem Schlager und türkischer Volksmusik, gesungen voller Herzscherz und unterlegt mit Streicherarrangements. «Die Texte handeln von Schicksalsergebenheit, Einsamkeit, Schmerz und Verzweiflung, ohne aber klare Aussagen zu haben. Daher konnte jeder seine persönlichen Leiden hineinlesen», sagt Martin Greve, deutscher Musikethnologe und Spezialist für Musik in der Türkei.

Unmoralische Minibusmusik

Arabesk war die Musik der einfachen Leute und der aufstrebenden Mittelschicht der MigrantInnen. Sie wurde auf Kassetten verbreitet und oft in den Minibussen gespielt, was ihr auch die Bezeichnung «Minibusmusik» einbrachte. Die intellektuellen Eliten und die Kemalisten (die AnhängerInnen von Kemal Atatürk, dem Gründer der modernen Türkei) lehnten Arabesk ab, und in den staatlichen Medien war diese Musik jahrelang verboten, weil sie «die Moral der Bevölkerung zersetzt».

Erst nach 1980 rehabilitierte der damalige Ministerpräsident Turgut Özal Arabesk. Er nutzte die Musik für seine politischen Kampagnen. Arabesk wurde zur eigentlichen Popmusik. «So wurde diese Musik nicht nur kommerziell, sondern auch politisch relevant», erläutert Greve. «Selbst politische Liedermacher liessen sich davon beeinflussen.»

Die Türkei versteht sich seit hundert Jahren als westliches Land. Türkische Musikerinnen und Musiker tauschen sich mit KollegInnen aus aller Welt aus, viele von ihnen studieren in Europa. Seit Beginn des 20. Jahrhunderts wird an den Konservatorien nach europäischen Methoden unterrichtet und musiziert.

Aus diesen Kreisen der Kunstmusik schlägt der Arabesk-Musik nur Verachtung entgegen. Zumal dieser Musik – die unter der Welle der westlichen Popmusik nicht etwa ertrank, sondern diese vielmehr integrierte – heute auch das Image des Rührseligen, Kitschigen und Rückständigen anhaftet. Erst vor wenigen Monaten hat Fazil Say, international renommierter Komponist und Konzertpianist, mit einer Polemik gegen die Arabesk-Musik eine Debatte losgetreten, die gesellschaftliche und politische Gräben in der Türkei zutage treten lässt. Auf seiner Facebook-Seite nannte Say Arabesk «eine Last für Intellektualität, Modernität, Führungskraft und Kunst» und schrieb: «Ich schäme, schäme, schäme mich für das Arabesk-Proletentum beim türkischen Volk.» In einem Zeitungsinterview sagte er später, Arabesk stehe für einen «Geist des Niedergangs».

Diese Provokation liessen die Arabesk-AnhängerInnen nicht auf sich sitzen. Sie nannten den Musiker «krank» und einen «Faschisten». Fazil Say ist ein überzeugter Anhänger von Staatsgründer Kemal Atatürk und repräsentiert die säkular-kemalistischen Eliten. Seit dem Wahlsieg der religiös-konservativen Regierungspartei AKP von Ministerpräsident Recep Tayyip Erdogan im Jahr 2003 verlieren die Kemalisten immer mehr an Boden. Sie fürchten, dass die anatolische, fromm-konservative Mittelschicht die türkische Republik islamisieren will. Der Musikethnologe Martin Greve relativiert die Bedeutung dieser Debatte. Fazil Say stehe zwar politisch eher links und könne sich auch differenzierter ausdrücken, hier aber komme ein elitäres Überlegenheitsgefühl zum Ausdruck: «Ein Konzertpianist wertet gegen eine einfache Unterhaltungsmusik.»

Dass es auch anders geht, zeigt das Beispiel Orhan Pamuk. Dem türkischen Literaturnobelpreisträger ist die Verschmelzung von östlicher Tradition und westlicher Moderne

auf faszinierende Weise gelungen. Aufgewachsen in einer säkularen Familie der Istanbul-Oberschicht, die die Türkei als einen Teil Europas sah, war ihm die westliche Kultur von Kindheit an vertraut.

Fundamentalismus auf allen Seiten

«Religion schien mir lange eine Beschäftigung für arme Leute», sagt Orhan Pamuk im Gespräch. Erst im Alter von 35 Jahren begann er, die östliche und islamische Tradition und Kultur zu erforschen. «Eine traditionelle und daneben auch eine neu erworbene Kultur zu haben, ist notwendig für jede künstlerische Entwicklung», sagt Pamuk. Doch FundamentalistInnen, die nur eine einzige und einheitliche Kultur gelten lassen wollten, gebe es überall: «Es gibt auch säkulare Fundamentalisten, die nichts ertragen können, was mit Religion, islamischem Mystizismus oder Tradition zu tun hat.»

Tatsächlich aber haben sich die Kulturen in der Türkei längst vermischt. Zu hören ist das in allen Bereichen des türkischen Musiklebens. «Es gibt keine Musik ohne solche Mischungen. Was anscheinend «traditionell» ist, ist fast immer ebenso westlich beeinflusst wie alles andere. Nur hört man es oft nicht gleich auf Anhieb», meint Greve.

Ob man nun den türkischen Rockmusiker Erkin Koray nimmt, den jungen Rapper Ceza, die kurdische Sängerin Aynur oder Sezen Aksu, die seit Jahrzehnten erfolgreich Pop mit klassischer türkischer Musik verbindet: Ihre Klangwelten entwickeln sich nicht im Glashaus, sondern im aktiven Austausch mit anderen Strömungen. In der Türkei gibt es sogar Muezzine, die ihren Ruf zum Gebet als Gesang verstehen. Für FundamentalistInnen ist das Gotteslästerung. Aber FundamentalistInnen gibt es überall.